



Stimmen aus Süd-West-Sachsen



Sächsische Volkszeitung

Nr. 201 — 30. August 1931

Wie Wechselburg zu seinem Namen kam

Als nach dem Tode des Herzogs Georg des Bärtigen, des letzten katholischen Herrschers im Herzogtum Sachsen, am 17. April 1587 dessen Bruder Heinrich an die Regierung gekommen war, hatte dieser, der schon in seinen Herrschaftlichen Wollenstein und Freiberg Luthers Lehre eingangig verschafft hatte, nichts Äußerer zu tun, als durch seine Vistatoren die Klöster im Lande aufheben zu lassen. Aber ehe er sein Werk vollenden konnte, hatte auch ihn zwei Jahre später der Tod hinweggerafft. Herzog Moritz hielt sich für berufen, auch dieses väterliche Erbe zu übernehmen. Der Leipziger Landtag von 1541 hatte beschlossen, die geistlichen Güter zu verkaufen oder zu verpachten. Der Landtag von 1543 bestimmte, daß die Einkünfte aus den Kirchengütern zur Verbesserung des Einkommens der Kirchen- und Schuldiener, zur Errichtung dreier Fürstenschulen (Weichen, Moritz und Grimma), zur Gründung von Stipendien und Stipendiaten auf der Landesuniversität und zum Unterhalt für noch vorhandene Ordenspersonen dienen sollten. Einige wenige Klöster sollten zum Nutzen des Landesherren, besonders zur Einlösung veräußelter Stadtvrenten, veräußert werden.

Zu den Klöstern, die dem Herzog Moritz zufielen, gehörte Zschillen am Fuße des Rochlitzer Berges, das bisher vom Deutschen Ritterorden bewohnt war. Dieses gedachte Moritz mit Penig und Zinnberg an das Schönburgische Haus abzutreten. Die Schönburger sollten ihm dafür 500 Hufe, 200 Hufen und Weiden eintauschen. Diese sahen noch nicht allzu lange auf diesen Gütern an der Elbe, Lohmen und Weichen hatten die Gebrauer Wolf und Ernst von Schönburg 1523 von Hans von Salhausen gekauft, Hohnstein hatten sie geerbt von ihrem kinderlos verstorbenen Vetter Ernst, der die Burg von den Erben des Oberhofmarschalls Heinrich von Schleich 1525 gekauft hatte. Durch diesen Wechsel erfuhr auch der Schönburgische Besitz von Glauchau-Waldenburg-Rochsburg eine Abänderung; denn während ihnen lagen Zinnberg und Penig, und Zschillen schloß sich an, so daß alle Burgen an der Mulde von Glauchau bis hinab nach Zschillen in den Händen der Schönburger waren.

Am 31. März 1548 unterfertigte Herzog Moritz zu Annaberg den Tauschbrief, wozu als Zeugen und Vormünder gebeten waren Graf Günther zu Schwarzburg, Graf Hans Georg zu Mansfeld und Heldrungen, die Grafen Friedrich und Caspar von Schönberg auf Stolberg und Vorfenstein und Dr. Ludwig Sachs, Ordinarius der Leipziger Juristenakademie. Der Tausch wurde aber nicht in Waisch und Wogen vollzogen, sondern beide Kontrahenten hatten die Erträge und den Wert jedes dieser 8 Güter berechnen und gegeneinander abwiegen lassen. Wolf von Schönburg zu Neuenforse, Dr. Georg von Komerstadt und Hans von Kitzscher hatten alle Zinsen, Renten, Felle, Jehnten an den Wildern, Schützen, Jagden, Gewässern, Bächen, Teichen, Fischereien, Bormerben, Weidern, Wiesen, Wetzscheln, Schäferreien, Mühlen, Krone und Diensten zusammengestellt und Herzog Moritz zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt. Danach erbrachten Zinnberg, Penig und Zschillen 200 neue silberne Schock, 5 Grotschen, 4 neue und 1 alten Pennig. Hohnstein, Lohmen und Weichen aber 240 silberne Schock, 10 Grotschen, 5 neue und 1 alten Heller. Den Unterschied von 37 silbernen Schock, 4 Grotschen, 11 neuen und 1 alten Heller sollten die Schönburger von ihm in Bar bekommen.

Auch bei allen anderen Berechnungen waren die Schönburger stets im Vorteil, und Moritz besaß den Unterschied mit baren Mitteln. Die Rückzinsen an Hühnern, Gänzen, Enten, Gänzen, Erben, Wachs, Zinseln, Eier, Hanf, Mohl, Pfeffer, Kälte, die Heiden und fallenden Holzungen an Lebzelt, Fleisch, Teilschillingen, Behauptungen, Weid- und Weidzinsen, Gerichten, Mühlen, Weiden und Zellen — alles war, beiderseits gleich und gleich, als Finge und Finge, Schock und Schock, nun und nun gleichmäßig angeschlagen und einander berechnen. "Denn über haben wir auch die Mühsünder, die man zu Lohmen verlohnen oder selbst fahren lassen muß, vergessen und lassen lassen."

Die Schäferlei zu Penig und Zinnberg war auf 900, die zu Zschillen auf 1300 Schafe berechnet. Moritz hatte zu Lohmen und Weichen 1600, zu Hohnstein 750 Schafe. Auch diese 100 Schafe, die Moritz mehr erhielt, wurden vergütet. Und wiewohl die Amtsdienste und Ritterlehen zu Hohnstein und Lohmen die Dienste und Ritterlehen im Amt Penig übertrafen, also daß das Amt Hohnstein 8 oder 9, Penig aber nur 2 Dienstpferde haben, so sind doch dagegen auf dem Gute Weichen 11, und auf Hohnstein 4 Pferde Ritterdienste gestanden.

Die verordnete Kirchensteuer sollten die Peniger, Zschillener und Zinnberger an ihren neuen Herrn abliefern, der sie dann sammelt an den Herzog Moritz abführen sollte. Die Biergelber und die Trankzehnten sollten aber den Schönburgern verbleiben, die Schönburger Tischgüter aber davon befreit sein, es sei denn, daß die Ritterchaft von ihren Tischgütern freiwillig die Landsteuer abführte.

Zum Schluß wird das Zschillener Gehöft noch mit 7000 fl. veranschlagt, die Jagd darin aber dem Herzog Moritz vorbehalten. Das Leibeigende der Witwe des Peniger Burggrafen Georg auf Penig und Zinnberg löste Moritz gleichfalls mit Geld ab. Der Peniger Rat sollte aber weiter dem Schloß mit einem Besatz dienen.

So wurde darauf, von beiden Teilen einander die verneigten Güter mit allen ihren Rechten und Zugehörigen außerhalb ihrer ordentlichen Würden frei und unbeschwert überlassen und eingeräumt. Wenn die Deutschherren wieder Ansprüche auf Zschillen, ihren ehemaligen Kontrahent, erheben sollten, so wollte Herzog Moritz die Schönburger vertreten. Und wenn sie es gar wieder in ihren Besitz bringen sollten, dann sollten die Herren von Schönburg andernfalls entschädigt werden. Diese aber sollten fortan dem Herzog mit 10 Hufen Ritterdienste leisten.

Der Herzog hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, in diesem Fall ohne die Deutschherren als normale Besitzer. Auf dem Ordenskapitel zu Speyer am 15. April 1543 kamen die Verhandlungen zwischen Moritz und den Schönbur-

gern zur Sprache. Moritz wollte zwar den Orden durch Abtretung von Gütern in der Gegend von Zwechen entschädigen. Aber das Kapitel lehnte ab. In der Folge bot nun Moritz Güter in Vorfendorf, Leulenthal, Gräfenhainichen, Sachfenhof und Liebstedt an, die auch mit Ausnahme vom Gräfenhainichen in den Besitz des Ordens übergingen. Alle weiteren Proteste fertigte Moritz am 15. September 1543 mit den Worten ab, der Orden solle ihn und die Schönburger in der Sache unbeschädigt lassen. Die Kleinodien und die kirchlichen Gemäuer waren mittlerweile im Juni von Zschillen nach Dresden überführt worden.

Der Deutsche Ritterorden gab sich aber mit der zwangswelken Entbeignung von Zschillen immer noch nicht zufrieden. 1544 erfuhr der Hochmeister den Herzog Moritz, seine Räte auf den Reichstag zu schicken zur Verhandlung über die Zschillener Angelegenheit, was Moritz am 14. Dezember 1544 zusagte. Gleichzeitig verkaufte er sein Gut in Reibitz gegen das halbe Dorf von Andrea von Utenrodt mit der Bestimmung, es solle nach seinem Tode dem Orden überlassen werden. Man erhielt daraus, daß sich Moritz wohl des Unrechtes bewußt war, das er mit der Entzignung von Zschillen beging. Durch Verzichtleistung von Gegenseiten suchte er dessen Wirkung abzuschwächen. Die kriegerischen Verhandlungen nach 1545 ließen den Streit um

Zschillen in den Hintergrund treten. Nach diesen leitete man ihn auf das juristische Gebiet.

1278 hatte nämlich Heinrich der Erlauchte als Klosterort den Augustiner-Chorherren, welche bis dahin das Kloster innehatten, das Stift entzogen, weil sie ihren Ordenspflichten nicht mehr nachkamen. Von da wurde es mit den Benediktinern besetzt. Jetzt wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Herzog Moritz als Mitglied der Sittersfamilie beantragte nun auch daselbe Recht, ein Kloster aufzuheben, desse nützlichen nur wenig noch von ihrer Ordensregel wachten. Nach 1500 beschäftigte sich das Generalkapitel von Frankfurt mit der Zschillener Frage, freilich ohne Erfolg.

Das ehrwürdige Kloster Zschillen, der Sitz des Archidiaconates an der Mulde, hatte aufgehört zu sein, aber auch sein Name verschwand. Bereits im Tauschbriefe von 1543 kommt kein neuer Name vor: "Das hauh und guth Zschillen, 1278 Wschelburg genannt." Damit ist freilich nicht gesagt, daß der Namenswechsel amtlich verfügt worden ist. Der Volksmund kann ihn auch erkennen haben. Ja, es erscheint gar nicht ausgeschlossen, daß schon bei dem Wandschloß von 1278 und mit dem Einzuge der Deutschherren der Name Wechselburg genannt wurde, zumal das Ritterleben dem barockbildlichen Klosteramuseen auch in seinem inneren Wesen mehr den Charakter einer Burg verlieh. Dann müßte man annehmen, jener Tauschbrief von 1543 hätte den vom Volksmund erkundenen Namen ebenfalls amtlich anerkannt.

Von Johannes Meier, Chemnitz.

Die erste öffentliche Beleuchtung in Chemnitz

Wie anderwärts, so war auch Chemnitz früher ohne öffentliche Beleuchtung. Nur vereinzelte Leuchtmittel vor Plöschhäusern ließen nachts nicht völlig den Weg im ungelichteten Weg erkennen, der zu ihnen führte. Vor abends noch einen Weg zum Brunnen ging, trat den brennenden Kerzen im Munde, und die gnädige Frau, die zur Winterzeit aus dem Kränzchen kam, wurde vom herrschaftlichen Diener begleitet, der eine Gabellaterne trug. Die Feuergefahr verbot es von selbst, hierzu Öl zu nehmen. Zwei Kerzen hinter Glas erfüllten den Zweck: Sie löschten nämlich ebenso schnell aus, wenn ein Windstoß plötzlich aus einer Seitengasse wehte.

Für eine öffentliche Beleuchtung war aber ein hochweiser Rat nicht zu haben. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind 65 Bürger genannt, die zu den Kosten beitragen wollten. Ein Verzeichnis von 1791 nennt schon 397 opferwillige Bürger und Hausgenossen, welche die Unkosten von 355 Talern für die 113 öffentlichen Lampen zum Teil deckten. Um diese Zeit wird in Chemnitz die öffentliche Beleuchtung eingeführt worden sein. Die Ausführung der Gelder erfolgte auf Vorschlag der Bierleistemeister in vier Klassen.

Zur Bedienung und Unterhaltung der öffentlichen Laternen wurde der Tischlermeister Stitz durch Sandtschlag verpflichtet. Dieser bekam für 100 Laternen 115 Taler Entschädigung, wozu er auch die Leuchte und die Reparaturen bezahlen mußte. In einem "Gehaltslisten pro memoria" verpflichtet Stitz u. a., er wolle an 15 Tagen im Dezember, an denen der Mond nicht scheint, die Laternen um 6 anzünden und vier Stunden brennen lassen. Weiter wolle er bei Gewitter auf allen Hauptplätzen wenigstens die Hälfte brennen. Bei Beschädigung der Feuerreifen möchten häufig auch die Laternen auf ihren Zustand geprüft werden.

Die Laternenaufsicht übernahm 1793 der Bierleistemeister Jemlicher, Stitz Monopol der Laternenbedienungs ging 1798 auf den Hofmaler Vogmann über, der es über 30 Jahre innehatte.

Vom 15. bis 26. 3. 1828 erlebte Chemnitz eine großartige Lichterfeier. Auf dem Markte und auf dem Holzwirthe fand ein Probefestrennen von neuen Laternen statt, die an Holzlaternen befestigt waren. Diese öffentliche Schauzeitung hatte den Erfolg, daß sich sogar Vereine bereit erklärten, zu den Kosten beizutragen. Es konnten sofort noch 40 neue Lampen aufgestellt werden. Diese Reueinrichtung griff auch in die Kommunalverwaltung ein; denn zu ihrer "Administration" wurden zehn Zehnte gebildet. Jeder erhielt einen Vorleser. Mit anderen Worten: Das Monopol der Laternenbedienungs wurde zerlegt, und an zehn Vaterenmeister aufgeteilt. Unter ihnen war auch der Kirchwart von St. Joh. Rep. Johann Hägner am Platz von Beruf ein Bauer. Diese Distriktsvorleser bestritten die Unterhaltungskosten verlagsweise auf Verrechnung. Gedeckt wurden sie durch die Beiträge der Hausbesitzer und Mieter und durch einen Beitrag aus der Kämmereihohe.

Diese Neuordnung galt indes nur für die innere Stadt. Die Beleuchtung in den Vorstädten blieb weiter private Angelegenheit ihrer Bewohner. Der Stadtrichter Kötze hoffte aber in einer Bekanntmachung vom 2. 4. 1829, daß auch in dieser Beziehung endlich die alten, wirlichen Schwanken zwischen der Stadt und den Vorstädten fallen müßten.

Nicht alle Distriktsvorleser verrichteten ihren Dienst zur allgemeinen Zufriedenheit. Wiederholt machte der Rat Klagen anhören 1836 stellte der Rat alle Väter in einem Gemächten zusammen. Danach hatte nur der Zehner Renon im 8. Distrikt an der Post (heute Kronenstraße) seine Laternen kostenlos in Ordnung, weshalb er als Vaterenmeister nicht anerkannt wurde. Am 1. 3. 1836 rüchte er tatsächlich in diese neue Würde auf. Gleichzeitig wurde von Rats wegen ein Distrikter für die Beleuchtung gewählt.

Die mancherlei Bedenken der Väterenmeister hatte sicher ihren Grund in der geringen Entschädigung der Vaterenmeister. Ja, ihnen waren zu den höchsten Lohnen in der Vaterenmeister-Verwaltung bei denen ihnen nicht Stunden der Liebe von unfern arbeitslosen Bürgern" zuzufloßen.

Die Gasbeleuchtung seit dem 25. 5. 1854 verdrängte nach und nach die Leuchtmittel und ihre Bedienung. Die Gaslampen

erforderten weniger Aufziner, und deren Arbeit war bedeutend einfacher und ging schneller von statten. Was würden sie gar zur heutigen elektrischen Fernbeleuchtung sagen? J. M.

Mylau

Mag die Unterhaltung im Jagd noch so lebhaft, die Ruhe nach so schmerzhaft sein, wenn der Jagd, der uns in's Bogel-land bringt, hinter Reichenbach über die Gölzschelbrücke eilt, dann steht doch das Gepräch, oder die Vergnügen wird auf Minuten unterbrochen. Ten herrlichen Wald in's tiefe Gölzschel- tal will niemand wissen. Tief unten (grün 70 Meter unter der Tagungsleiter) liegt im Tale die Stadt Mylau, ziemlich ungenannt in Sachsen, aber durchaus nicht uninteressant ist das Städtchen, das etwas über 1000 (in der Statistik jetzt über 800) Einwohner zählt. Das Charakteristikum der Stadt ist das sogenannte Kaiserloch, das sich in der Stadt auf ziemlich hoher Höhe erhebt. Dieses Loch (oder besser diese Burg) hat ein an- sprechendes Aussehen; alles, was zu einer mittelalterlichen Burg gehört, ist vorhanden: Wallgraben, Mauer, Barium, Bergfried, Wächterhaus, aufrecht und immer Schloß, mächtige Umfassungsmauern usw. Das Schloß, dem in einer Zeit, die für solche Denkmäler früherer Epochen kein Verständnis aufbringen konnte, der Verfall drohte, dankt seine Erhaltung dem Schloßbesitzer. Die Stadtgemeinde erwarb das Gebäude und verleiht sogar die Räume hierher. Gegenwärtig trägt das "Kaiserloch" auch das Museum; daß eine Gasse in den Wallgraben führen soll, ist wohl sehr schön, zumal wenn es so schön heißt, wie wir in einer Wohnanlage über Mylau lesen: "Ebenso schön ist das Innere des Schloßes. Von hier aus, wo einst zwei Kaiser (Karl der Vierte und Zisp- mund) vorübergehend Hof hielten, leitet ... Das Schloß hatten die Herren von Müll erbaut. Kaiser Friedrich der Zweite übergab die Landeshalt 1212 dem Wölschhain. Dieser behielt die Weidener Vogte damit. Dann erheben es die Grafen Wölke, die es wieder von Wölschen zu Wölschen machten. Was ist's also mit dem "Kaiserloch"? Der Kaiser Karl der Vierte war tatsächlich hier 1367 vorübergehend angewesen. Von einem Jagdschloß also, wie man früher hörte, keine Spur! Und Zispmund? Der verhandelte am 20. 8. 1222 die Schloßer zu Mylau und Zschösch an die Wettiner! Das ist der Kern! Trotz alledem ist uns bleibt das Kaiserloch eine Sehenswürdigkeit. Schon des Museums wegen! Dieses wurde im Jahre 1918 von 8000, 1921 aber von 25000 Reichsmark besucht. Ein Zeichen, daß es dort wirklich etwas zu sehen gibt! In den einzelnen Räumen sind untergebracht: eine Waffenkammer, eine Sammlung mittelalterlicher Filze und tropischer Pflanzen, eine Mineralienkammer, kirchliche Altartücher usw. Das Museum verdankt seine Entstehung dem 1876 gegründeten Vereine für Kulturkunde.

Die Bauart des Schloßes läßt es nicht zu, von ihm aus einen Gesamtüberblick über die Stadt zu gewinnen. Wenn man aber die Stadt überblicken kann, so sehen die Schornsteine und Schiffe, daß das Städtchen Sitz der Industrie ist; natürlich der im ganzen Vogtlande verbreiteten Textilindustrie mit ihren Zweigen: Weberei, Spinnerei, Zinnerei, Rädererei usw. Durch die Jurechtliche Reichenbach-Rösa-Vogelweide, die in Reichenbach in die Hauptstraße Leipzig-Hof, Dresden-Mühlbach mündet, ist die 320 Meter hoch liegende Stadt mit dem Welt-eisenbahnnetz verbunden. Die Stadt selbst ist äußerst anmutig und bietet einen freundlichen Anblick. Viehtrieb ist aber auch die Umgebung der Stadt — Kufauß und Hühnerweide. Am Ausgange der Stadt steht die Gölzschelbrücke, 578 Meter lang, 1840-51 erbaut für die Summe von 6,5 Millionen Mark. In den letzten Jahren wurde die Brücke gründlich erneuert, so daß sie auch dem steigenden neuzeitlichen Verkehr dienen kann.

Von Reichenbach aus wird Mylau postiert. Eine kleine katholische Gemeinde hat sich dort gebildet. Wäre die Zeit nicht fern, da sich auch in Mylau ein katholisches Gotteshaus würdig in das schöne Stadtbild einfügt. A. E.